



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Zum neuen Jahre 1904

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zum neuen Jahre 1904

Außerlich hat sich die politische Lage Europas und der Welt im Jahre 1903 wenig verändert. Manche Gegensätze zwischen den Mächten haben sich gemildert, andre verschärft, aber zu einem großen Kriegsbrande ist es nirgends gekommen, trotz oder auch wegen der schweren Kriegsrüstung, die heute alle Welt trägt und tragen muß. Mehr neben als gegeneinander stehen in Europa auch heute der Dreihund und der Zweihund; aber dieses Bundesverhältnis hat Italien nicht gehindert, sein altes Verhältnis zu England fortzusetzen und sich Frankreich zu nähern, es hat Deutschland nicht gehindert, die besten Beziehungen zu Rußland zu pflegen, es hat Österreich nicht abgehalten, im engsten Einvernehmen mit dem Zarenreiche in den Wirren der Balkanhalbinsel mehr gebieterisch als vermittelnd einzuschreiten, um der Türkei in Europa das Leben zu fristen und ihre völlige Auflösung in halbbarbarische Kleinstaaten abzuwenden. Denn die Erfahrung, vor allem die noch ungeführte Belgrader Blutnacht hat eben gezeigt, daß diese befreiten Völker, sich selbst überlassen, nur sehr langsam zu höherer Gesittung emporsteigen, und hat Zweifel an ihrer wirklichen Lebensfähigkeit erweckt; der Gedanke läßt sich kaum abweisen, daß sie über kurz oder lang wieder in einer großstaatlichen Machtbildung werden aufgehen müssen. Wären die Völker fähig, aus der Geschichte, d. h. aus den Beispielen anderer, zu lernen, würden sie nicht viel mehr von Leidenschaften und Instinkten als von vernünftigen Erwägungen beherrscht, so würden sich auch die ewig hadernden Nationalitäten der habsburgischen Monarchie sagen müssen, daß sie, wenn sie ihre einseitigen nationalistischen Bestrebungen so weiter verfolgen wie bisher, eine alte angesehenere Großmacht in eine Anzahl ohnmächtiger Mittel- und Kleinstaaten auflösen müssen, die ihren Hader fortsetzen und in der großen Politik nicht mehr bedeuten würden, als heute Serbien und Bulgarien. Auch ein selbständiges Ungarn, dessen herrschender magyarischer Stamm noch nicht einmal die Hälfte der Gesamtbevölkerung des Königreichs ausmacht und von den andern Stämmen zum Teil grimmig gehaßt wird, würde nichts sein als ein starker Mittelstaat und sich, eingeklemt zwischen Deutschen, Slaven und Rumänen, schwerlich lange behaupten können. Gewiß ist die politische Selbständigkeit erst die Vollendung einer nationalen Entwicklung; aber da der Staat Macht ist, so sind heute nur

noch große Völker fähig, selbständige Staaten zu bilden, die kleinen müssen darauf verzichten und sich unter möglichster Wahrung ihrer nationalen Art größern Gebilden anschließen. Die Zeit, wo Völkchen von wenig Millionen Großmächte waren, ist eben schon seit mehr als zwei Jahrhunderten vorüber; seitdem werden die politischen Geschehnisse Europas von fünf oder sechs Großstaaten bestimmt, und die Geschehnisse der Welt von den Weltmächten. Gegen den gewaltigen Druck dieser Strömungen anzukämpfen, ist verlorne Arbeit.

Wenn sich aber in Europa die Gegensätze unzweifelhaft gemildert haben, so kommt das nicht zum wenigsten daher, daß sich hier seit dreißig Jahren die Machtverhältnisse konsolidiert haben, und daß die aktivsten, stärksten Großmächte nicht mehr ausschließlich europäisch sind, sondern daß ihre Interessen auch außerhalb Europas liegen und dort schärfer zusammenstoßen als in Europa. Frankreich hat von einer ältern Grundlage aus nicht nur beinahe die ganze Westhälfte der Nordküste Afrikas unterworfen und in Biserta ein neues Karthago geschaffen, sondern auch den größten Teil des Innern von Nordwestafrika bemeistert und mit der Erwerbung von Madagaskar nach dem Indischen Ozean hinübergegriffen. Die britische Weltmacht ist über die ganze Erde verteilt und strebt danach, ihre Teile wirtschaftlich und politisch irgendwie fester zusammenzuschließen, obwohl der bedeutendste Träger dieses Imperialismus, Chamberlain, augenblicklich der ältern, freihändlerischen Tradition hat weichen müssen. Rußlands Schwerpunkt liegt seit Alexander dem Dritten durchaus in Asien; mit dem ihm eignen Nachdruck strebt es danach, Persien zu umklammern und zur Schutzmacht Chinas zu werden; es hat ihm die Mandchurei entwunden, es hat sich eine mächtige Stellung am Großen Ozean geschaffen, es ringt mit Japan um Korea so hartnäckig, daß ein kriegerischer Zusammenstoß hier nicht mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt, es trifft in Ostasien, in Tibet, am Persischen Golf auf die englische Interessensphäre. Und von Osten her greift die nordamerikanische Union über den Großen Ozean hinweg immer nachdrücklicher in die ostasiatischen Dinge ein; sie hat ihre Position auf den Philippinen genommen, sie ist drauf und dran, sich mit dem Panamakanal einen abgekürzten und von ihr völlig beherrschten Schiffahrtsweg zwischen den beiden Weltmeeren zu schaffen, indem sie zugleich Mittelamerika politisch und wirtschaftlich immer mehr umspannt; sie wird dereinst in den wirtschaftlichen Wettbewerb in Ostasien, dem sie um die Hälfte des Weges näher liegt als Europa, mit ganzer Kraft eingreifen und dabei die unerschöpflichen Mittel eines ungeheuern Landes, die ganze Leistungsfähigkeit einer intelligenten und energischen Rasse mit vollem Nachdruck einsetzen. Vielleicht steigt da gar eine neue, eine pazifische Periode der Weltgeschichte herauf.

Schon dieser kurze Überblick wird darüber belehren, wie entscheidend es für unsre eigne nationale Zukunft ist, daß Deutschland noch in zwölfter Stunde in die Reihe der Kolonialmächte, also der Weltmächte eingetreten ist, und daß an der Spitze der Nation ein Kaiser steht, der, nicht mehr befangen in den Schranken kontinentaler Politik, weiten Blicks die ganze Welt über-
schaut, der erste deutsche Kaiser, der ein Seemann ist. Wo wir vollends heute

stehn würden ohne 1866 und 1870, das ist gar nicht auszudenken, und das mögen sich alle die Mörgler einmal überlegen, die an unserm Reiche noch immer allerlei auszufetzen haben und noch immer meinen, wir könnten uns mit sorgfältigster Wahrung jeder berechtigten und unberechtigten Eigentümlichkeit in aller Behaglichkeit so einrichten, als wenn wir auf einer Insel mitten im Großen Ozean lebten und nicht mitten in Europa zwischen drei Großmächten als unmittelbaren Grenznachbarn und einer vierten, die nur durch eine kurze Meeresstrecke von uns getrennt ist und binnen vierundzwanzig Stunden eine mächtige Kriegsflotte an unsre Küsten senden kann. So aber haben wir in Afrika an vier Stellen, an der Küste des Atlantischen wie des Indischen Ozeans, weite Landstriche besetzt, wir sind in der Südsee angesiedelt, wir haben noch rechtzeitig Tjingtau und Samoa genommen und damit feste Stützpunkte für die bevorstehenden Kämpfe in der pazifischen Welt, wir suchen unsern Einfluß auch in der Türkei auszudehnen, die vor dem Zerfalle zu schützen eines unsrer wichtigsten Interessen ist. Nicht darauf, was diese Schutzgebiete für uns heute bedeuten, geschweige denn, was sie uns etwa bar einbringen oder kosten, kommt es an, sondern darauf, was sie uns für die Zukunft bedeuten. Freilich, sie genügen noch lange nicht unserm Bedürfnis; wir brauchen noch eine Anzahl Kohlenstationen für unsre Flotte, Siedlungsgebiete für unsre mit unheimlicher Schnelligkeit wachsende Bevölkerung, wenn nicht unter eigener, so doch unter fremder Staatshoheit, und es kann gar nicht die Rede davon sein, daß wir den Schicksalen Südamerikas, dessen heutige Staatenbildungen mit wenig Ausnahmen nicht die Gewähr der Dauer in sich tragen, gleichgiltig zusehen dürften. Aber für eine deutsche Kolonialpolitik in großem Stile ist der Reichstag wesentlich nur ein Hemmschuh, und weder das deutsche Kapital, das sich krämerhaft von großen überseeischen Unternehmungen auf eigenem Boden zurückhält, noch der größte Teil unsrer Tagespresse, die sich bei jeder Gelegenheit beeilt, zu versichern, daß wir weder im Mittelmeer „politische“ Interessen hätten, noch daß wir nur im entferntesten daran dächten, irgendwo zuzugreifen, ist geeignet, unserm Reichsschiff die Segel nach fernen Zielen zu füllen. Und doch zeigt die Wichtigkeit, die für uns die Erneuerung der Handelsverträge hat, daß unsre Grenzen uns viel zu eng geworden sind, da wir ohne fortgesetzte steigende Ausfuhr vor allem unsrer Industrieprodukte gar nicht mehr leben können und also von dem guten Willen unsrer Absatzländer viel mehr abhängen, als sich mit unsrer Würde und unserm Interesse verträgt. Die ganze Nation muß sich mehr und mehr mit dem Bewußtsein durchdringen, daß die Expansionspolitik mit kriegerischen und friedlichen Mitteln ebenso in unserm Lebensinteresse liegt, wie früher die Begründung der Einheit, was in England und in Nordamerika längst die nationale Überzeugung ist, die die auswärtige Politik des Staates trägt, daß wir ohne eine solche Politik verkümmern müssen, daß sie auch den wichtigsten Beitrag zur Lösung der sozialen Frage bringen wird.

Der Kern der sozialen Frage aber liegt bei uns in Deutschland gar nicht darin, ob wir imstande sind, den handarbeitenden Klassen der Bevölkerung, die heute größtenteils in den fanatischen Agitatoren der sozialdemokratischen

Partei ihre Vertreter sehen, günstigere Lebensbedingungen zu verschaffen, sondern darin, ob es dadurch gelingen wird, diese drei Millionen Wähler, die jetzt 81 Abgeordnete in den Reichstag entsandt haben, wo sie nur als totes Gewicht oder als Störenfriede wirken, dem nationalen Gedanken, dem Reiche, der Monarchie zurückzugewinnen, und stellt man die Frage so, dann ist es klar, daß sie unter allen Umständen gelöst werden muß, weil es die Nation auf die Dauer nicht ertragen kann, daß ein so großer Teil des Volks ihrer gegenwärtigen, historisch gewordenen Ordnung wenigstens theoretisch in abgefagter Feindschaft gegenübersteht. Diese Stellung ist an sich um so merkwürdiger, als kein Stand von der Begründung des Deutschen Reichs, an die ja die gewaltige Entwicklung der deutschen Industrie unmittelbar anknüpft, größere Vorteile gezogen hat als der Arbeiterstand, und keiner in höherem Maße als er an der Sicherung und Erweiterung der Absatzmärkte, d. h. an der Weltpolitik interessiert ist. Und doch bekämpfen die Sozialdemokraten, die „ewig Blinden,“ aufs hartnäckigste jede Förderung dieser ihrer eignen Sache. Der Grund dieser Erscheinung liegt wahrhaftig nicht in unsern sozialen Verhältnissen, da doch kein Staat in sozialer Fürsorge dem Deutschen Reiche auch nur nahe kommt, er liegt in der Verengerung unsrer materiellen Lebensbedingungen, seitdem der Boden unsers mit natürlichen Gaben nur mäßig ausgestatteten Landes uns zu eng geworden ist, und alle Berufe mit alleiniger Ausnahme des ursprünglichsten und mühsamsten, des landwirtschaftlichen, überfüllt sind; er liegt in der Schwäche unsers Nationalbewußtseins, der Folge von Jahrhunderten der Kleinstaaterei und innerer Kämpfe, in der Empfänglichkeit unsers Volkscharakters auch für den abgeschmacktesten Doktrinarismus, der früher schon auf kirchlichem Gebiete die ärgsten Verwüstungen angerichtet hat, und in der Untergrabung des religiösen Bewußtseins durch eine zunächst im liberalen Bürgertum weitverbreitete Weltanschauung, die, sobald sie in die mehr oder weniger urteilslosen Massen hinabsickerte, diesen notwendigerweise den Gedanken erzeugen mußte, den Himmel, an dessen Stelle man das reine Nichts setzte, schon auf Erden herzustellen. Nur auf solchem Boden konnte eine Lehre Millionen von gläubigen Anhängern gewinnen, die die zehnfach von der Erfahrung widerlegte Möglichkeit einer dauerhaften kommunistisch-sozialistischen Ordnung predigt, die von der Herrschaft des Proletariats, also der ungebildeten Masse träumt, die zwar, allerdings nur durch den stärksten Terrorismus, die Massen in erstaunlicher Weise diszipliniert hat, so wie sich selbständig denkende Menschen niemals disziplinieren lassen, aber auch durch Lüge und Verleumdung alle ihre schlechten, rohen Instinkte planmäßig, heftig aufreizt, Haß, Neid, Unduldsamkeit, Herrschsucht und mit solchen Mitteln eine ideale Ordnung aufzurichten zu können meint, als wenn nicht alle dauernden Schöpfungen auf Hingebung und Selbstbeherrschung, d. h. auf den edeln Seiten der Menschennatur beruht hätten und beruhten. Seitdem der Dresdner Parteitag jene Eigenschaften gerade unter den Führern der Partei vor den Augen der staunenden Welt offen enthüllt hat, wird sich jeder vernünftige Mensch sagen: eine Partei, die von solchen Leuten geführt wird, die mit solchen rohen Mitteln arbeitet, ist ungefährlich, sie kann niemals etwas dauerndes schaffen;

auf den Wahltriumph der Sozialdemokratie ist unmittelbar ihr sittlicher Bankrott gefolgt.

Unter dem Eindrucke dieser Tatsache stand der Reichskanzler bei seinen drei großen Reden gegen die Sozialdemokratie, die sein Programm enthielten: nachdrückliche Behauptung der öffentlichen Ordnung gegen jede Friedensstörung, aber „keine nervöse Gesezmacherei,“ also kein neues Ausnahmegesetz, für das im Reichstage ohnehin keine Mehrheit zu finden wäre, Sammlung aller auf dem Boden der heutigen Ordnung stehenden Parteien, besonnene Fortführung der Sozialreform in den Grenzen der vernünftigen Möglichkeit, eine verbesserte Rechtsstellung der Arbeiter eingeschlossen. Es ist ein langer, mühseliger, viel Geduld und Vorsicht fordernder Weg, aber er ist der einzig gangbare Weg, der zum sozialen Frieden und zu der innerlichen nationalen Einheit führt.

Im Verhältnis zu diesen beiden großen unter sich eng zusammenhängenden Fragen, der Weltpolitik und der Überwindung der Sozialdemokratie, tritt alles andre zurück. Es ist wirklich ziemlich gleichgiltig, wie lange die anachronistische bayerische Postmarke noch fortbesteht, oder in welchen Formen und wann sich der doch unvermeidliche engere Zusammenschluß der deutschen Eisenbahnen, gegen den sich gar nicht das wirkliche Interesse, sondern nur anachronistische Souveränitätsbedenken sträuben, vollziehen wird; in allen wichtigen Fragen halten „die verbündeten Regierungen“ doch treu zusammen, und die Leitung der auswärtigen Politik wie unsrer Wehrmacht liegt Gott sei Dank in einer Hand, und in einer starken Hand. Das Wichtigste nächst jenen beiden An- gelegenheiten wäre es, wenn die konfessionellen Gegensätze bei uns mehr und mehr zurückgedrängt würden aus der einflussreichen, ja beherrschenden Stellung, die sie seit einigen Jahrzehnten, namentlich seit dem Kulturkampfe, leider in unserm nationalen Leben einnehmen. Dazu gehört vor allem, daß die Angehörigen beider Konfessionen die Berechtigung der andern ehrlich und rückhaltlos anerkennen. Sie sind eben beide historisch geworden, jede von ihnen beruht auf einem eigentümlichen Kirchenbegriff, und jede hat ihre besondern Vorzüge, die der andern fehlen, in jeder kommt eine bleibende Richtung menschlicher Geistesentwicklung zum Ausdruck, in der einen der gebundene Seelenzustand, der vor allem das Bedürfnis nach einer starken Autorität empfindet, in der andern der Individualismus, dem die Freiheit der Persönlichkeit und der persönlichen Überzeugung das Höchste ist. Weil sich beide Strömungen in einer und derselben Kirchengemeinschaft nicht mehr vertrugen, deshalb hat die zweite neue, selbständige Kirchen gebildet. Die Alleinherrschaft der ersten auf Erden würde jede geistige Freiheit zerstören, die Alleinherrschaft der zweiten würde schließlich jede Kirchenbildung unmöglich machen.

Diese Berechtigung beider Kirchen anzuerkennen fällt den Katholiken schwer, weil sie die ältere und die mächtigere Kirche bilden, den Protestanten, weil sie sich unwillkürlich als die fortgeschrittene Gemeinschaft fühlen, ungefähr wie Republikaner leicht dazu neigen, in der Monarchie eine rückständige Staatsform zu sehen, ohne zu beachten, daß sich eines nicht für alle schickt. Eine absolut vollkommene Kirche gibt es so wenig wie eine absolut vollkommene Staatsform. Deshalb sind die plumpen Ausfälle gegen die andre Kirche, in

denen leider nicht nur einzelne Schriftsteller, wie auf katholischer Seite der immer bäurisch grobe Tiroler Denifle mit seinem unverantwortlich törichten Buche über Luther, sondern auch ein guter Teil unsrer Presse, darunter solche Blätter, die in der katholischen Kirche die Kirche schlechtweg bekämpfen und jedes innerlichen kirchlichen Interesses bar sind, nicht müde werden, unbedingt verwerflich und schädlich. Verwerflich ist ebenso das Bestreben, das kirchliche Ideal des Ultramontanismus ohne jede Rücksicht auf nationale Interessen durchzusetzen, wie das entgegengesetzte, von unsrer Reichsregierung eine konfessionell protestantische Politik zu verlangen und unsern katholischen Mitbürgern natürliche Rechte zu verweigern.

Indem der deutsch-evangelische Kirchenausschuß, der sich im Juni vorigen Jahres zu Eisenach konstituiert hat und am 10. November zum erstenmal in Dresden zusammengetreten ist, die Protestanten lehrt, über die engen Grenzen ihrer partikularen Landeskirchen hinauszusehen und sich wirklich als ein Ganzes zu fühlen, statt Verschiedenheiten des „Bekennnisstandes“ hervorzukehren, um die sich nur noch kleine Minderheiten bekümmern, indem er es sich zur Aufgabe macht, gemeinsame Interessen zu fördern und unter Umständen unberechtigte Angriffe abzuwehren, wird er auch den Katholiken Respekt einflößen, mehr Respekt, als es einige Duzend einzelner Konsistorien vermöchten und vermochten. Das aber wird dem konfessionellen Frieden ebensosehr dienen, wie auf der andern Seite eine oberste Kirchenleitung, die in den Händen eines Papstes, wie Pius der Zehnte zu sein scheint, ruht, einer Kirchenleitung, die ihre Aufgabe in der Förderung des sittlich-religiösen Lebens, wenn auch in dem umfassenden Sinne der römischen Kirche sieht, nicht in der Ausübung politischen Einflusses oder gar in der Wiederaufrichtung des Kirchenstaats. Die Natur der Dinge drängt die Kurie dazu, eine Anlehnung an Deutschland zu suchen, denn mit Italien lebt sie wenigstens in prinzipieller Feindschaft, Spanien hat aufgehört, eine Macht zu sein, und in Frankreich herrscht eine atheistische Regierung, die jedem Kirchentum feindselig ist, ohne dem, was sie bekämpft, auch nur den Schatten einer höhern Idee entgegenzusetzen, das alte Österreich aber kracht in allen Fugen, und seine nichtdeutschen Volksstämme verwandeln ihren katholischen Klerus in ein Werkzeug ihres nationalen Fanatismus, der doch nirgends das letzte Wort behalten darf. Die katholischen Deutschen aber streben jetzt ehrlich danach, die Liebe zum Gesamtvaterlande mit der Anhänglichkeit an Rom zu vereinigen, das nun einmal nach seiner ganzen Tradition über den Nationen steht und stehen will.

Liberale Blätter pflegen sofort ein lautes Geschrei zu erheben, wenn ernste protestantische Männer, die ihrer Kirche nicht nur äußerlich angehören, daran denken, mit dem ††† Zentrum in wichtigen Fragen zusammenzugehn. Aber ist der katholische Kirchenbegriff, den kein moderner Staat vollständig annehmen kann, der deshalb auch nirgends ganz verwirklicht ist, in der Tat derart, daß er ein solches Zusammengehn unter voller Wahrung des beiderseitigen kirchlichen Standpunkts verböte? Haben die wirklichen Angehörigen beider Kirchen nicht doch sehr viele gemeinsame Interessen und nicht gemeinsame, beiden gleich gefährliche Feinde? Ist die Sozialdemokratie, deren Sieg alle

Kultur niederzuschlagen, die Welt in ein großes Zuchthaus verwandeln und einen brutalen Massendespotismus begründen würde, nicht ein weit schlimmerer Gegner unsrer Gesittung, als der doch auf einer breiten und alten Kulturgrundlage beruhende Ultramontanismus, dessen politische Konsequenzen abzuwehren Sache jeder Staatsgewalt ist, und der doch die Protestanten niemals unterwerfen, also die geistige Freiheit, die sie vertreten, niemals vernichten, sondern sie nur innerhalb der römischen Kirche zu deren eigenem Schaden einschränken könnte?

Neben der zunehmenden Verrohung namentlich der großstädtischen Massen, die größtenteils auf Rechnung der sozialdemokratischen Verheerung und ihrer planmäßigen Zerstörung der einfachsten Tugenden, der Sparsamkeit, der Bescheidenheit, der Ehrfurcht kommt, steht doch auch die flache Genußsucht und die sittliche Lauheit in weiten Schichten der Gebildeten, unter denen die unselige Lehre Nietzsche's von der Herrenmoral schon arge Verwüstungen angerichtet hat. Das alles steht wieder im engsten Zusammenhange mit der zunehmenden Brutalisierung unsrer Gesamtkultur. Die ungeheure Entwicklung unsrer Technik, die den Raum und die Naturkräfte immer mehr beherrschen lernt, hat die Fähigkeiten und die Möglichkeiten der wirtschaftlichen Produktion und damit die Arbeitsgelegenheit wie die Arbeitsteilung ins Unendliche gesteigert, dem einzelnen Arbeiter aber auch die Freude, ein Ganzes herzustellen, den sittlichen Charakter der Arbeit, also ihren Adel, genommen oder verkümmert und zugleich, begünstigt durch die lange Friedenszeit, in den Industrieländern eine rapide Volksvermehrung befördert, die vielleicht am auffallendsten in Deutschland hervortritt. Wenn die Volkszahl im Deutschen Reich im Jahre 1870 noch nicht 40 Millionen betrug, jetzt aber über 58 Millionen beträgt, sich also in wenig mehr als drei Jahrzehnten beinahe um die Hälfte vermehrt hat, so ergibt sich daraus ohne weiteres, trotz aller Steigerung der Produktion und der Ausfuhr, die Verengerung des Nahrungsspielraums für den einzelnen, also auch eine härtere, schroffere, rücksichtslosere, die Kräfte aufs äußerste anspannende Form des Kampfes ums Dasein. Daher die nervöse Hast und Unruhe des modernen Lebens namentlich in den Großstädten, die zunehmende Vergrößerung des Abstandes zwischen diesem Leben und der Natur, die auch räumlich den Durchschnittsgroßstädtern trotz Straßenbahnen und Fahrrädern immer ferner rückt, da innerhalb der Städte das erfrischende Grün immer mehr wirklichen Bedürfnissen und der Hauspekulation weichen muß, daher das Zurücktreten der geistigen Interessen hinter den materiellen, des Interesses an der Vergangenheit hinter dem sich unmittelbar aufdrängenden an der Gegenwart. Auch in gebildeten Kreisen finden wenig Männer mehr Zeit, ein gutes Buch behaglich zu lesen, und leider fehlt vielen vor lauter wirklichen oder eingebildeten Verpflichtungen, vor allem einer anspruchsvollen, leeren und schwerfälligen Geselligkeit, sogar die Zeit, ihre Kinder selbst zu erziehen oder sich um sie auch nur ernsthaft zu kümmern. Über der Sorge um die Erhaltung des Lebens vergißt man den Zweck des Lebens, und mit der Freude am eignen Leben verschwindet auch die Freude am eignen Volkstum, das gerade bei uns in Deutschland so manche abstoßende Züge aufweist und von seinen

alten Eigenschaften mehr die schlechten, die Mörgelsucht und die doktrinäre Rechthaberei, als die guten, oft gerühmten, Treue, Ehrlichkeit, Bescheidenheit zu bewahren droht. Auch die Kunst der „Modernen“ ist wenig geeignet, über das Grau der Alltäglichkeit emporzuheben, denn sie will das ja gar nicht mehr, sie versinkt selbst in dieses Grau, und das läuft schließlich doch in großen und ganzen, trotz alles Selbstlobes, auf eine Barbarisierung des Geschmacks hinaus.

Haben die, denen es Ernst ist mit dem Adel unsers Volkstums und unsrer Kultur, weil sie an einen höhern Zweck des Lebens glauben, heute wirklich nichts Besseres zu tun, als den kirchlichen Zwiespalt noch weiter aufzureißen und die Gegenpartei zu verfezern? Es wäre doch wahrhaftig ihr gemeinsames Interesse, der zunehmenden Brutalisierung und Materialisierung unsrer Kultur nach Kräften entgegenzuarbeiten. Wir müssen wieder zurück zu dem Standpunkte der Aufklärungszeit, also unsrer klassischen Literatur, nur nicht im Sinne der Gleichgültigkeit gegen die Konfessionen, sondern in dem Sinne eines vertieften historischen Verständnisses ihrer Entstehung und ihrer innern Berechtigung, und dazu sind eben wir Deutschen als das einzige paritätische Kulturvolk der Welt vor andern berufen. *



Das deutsche Offizierkorps und das deutsche Volk



icht als ob das zweierlei Art wäre. Das deutsche Offizierkorps ist ein Teil, ja ein integrierender und erlesener Teil unsers Volkes, ist von seinem Fleisch und Blut, es ist durch die Jahrhunderte hindurch unser Kleinod, unser Stolz gewesen. Vom alten Derfflinger bis zu Moltke und Goeben, welche lange Reihe der berühmtesten und populärsten Namen! Auch dem gewöhnlichen Manne, der von den Größen der Wissenschaft, der Dichtung und der Kunst nichts wußte und nichts weiß, ist jener Namen lange Kette geläufig: die Derfflinger, Zieten und Seydlitz, Schill und Scharnhorst, Blücher und Gneisenau, York und Bülow; viele viele andre vor ihnen, mit ihnen und nach ihnen. Der alte Wrangel, der noch heute, ein Menschenalter nach seinem Tode, in unzähligen Anekdoten im Volksmunde lebt als ein mutiger, entschlossener, charaktervoller Führer; hinter ihm die ruhmvollen Generale Kaiser Wilhelms, deren Namen durch Europa geklungen sind: außer Moltke und Blumenthal die Goeben, Falkenstein, Franseck und Steinmetz, der tapfere Kirchbach, der schweigsame Held von Mars la Tour Konstantin Alvensleben, Voigts-Rheek, Manstein, Edwin Manteuffel, Roon, Bose, Gersdorff, Schachtmeyer und noch so mancher, von den Süddeutschen Hartmann und von der Tann. Fast alle diese Männer und viele hier ungenannte sind aus den bescheidensten Anfängen hervorgegangen, in langer Friedenszeit sehr langsam aufwärts gestiegen. Von den im Felde kommandierenden Generalen des Siebziger Krieges reichten nur die Erinnerungen